

WOCHNIKS *Wochenende*



48 Stunden Berlin

**Samstagmorgen:** Willkommen zu einem Wochenende im Zeichen des Raums. Unrühmliche Raumfragen etwa behandelt die Ausstellung „Spuren des Kolonialismus“ in der Schwarzschen Villa in Steglitz ab 10 Uhr ([kultur-steglitz-zehlendorf.de](http://kultur-steglitz-zehlendorf.de)). Im Monom (Funkhaus, Nalepastraße 18) geht es, ebenfalls um 10 Uhr, in einem Workshop ums künstlerische Arbeiten mit Raumklang – sollten die Tickets dafür (Preis um 100 Euro) zu knapp werden, wird es am 5. Februar noch eine Gelegenheit geben. Anwendungsbeispiele für derlei Arbeit werden in der kommenden Zeit auch die Festivals CTM und Transmediale bieten. Ebenfalls im Monom gibt es dazu heute Abend ein mehrstündiges „Vorspiel“. [monomsound.com](http://monomsound.com)

**Samstagmittag:** Blick hinter die Kulissen von Kulturräumen bietet um 15 Uhr die Neuköllner Perlen Spielstätten-tour. Die freie Theatermacherin Janette Mickan führt dabei durch den Heimathafen und das Tatwerk (beide in der Karl-Marx-Straße) und stellt Geschichten und Arbeitsweisen der beiden Rixdorfer Häuser vor. Die Anmeldung per E-Mail an [reservierung@theaterscoutings-berlin.de](mailto:reservierung@theaterscoutings-berlin.de) ist zur Teilnahme obligatorisch. [theaterscoutings-berlin.de](http://theaterscoutings-berlin.de)

**Samstagabend:** Selbst, wenn sie körperlich gar nicht anwesend sind, sind sie manchmal da: Die Rede ist von Sprichwort-Elefanten, die bekanntlich eine ganz besondere Beziehung zum Raum pflegen. Der Elefant im Raum in der Auguststraße 21 ist allem Anschein nach weiß, heißt Jens und gebraucht, statt eines laut törööö-nenden Rüssels, diverse Ratschen-Apparaturen, um die unbequeme Stille zu durchbrechen, für die ein Elefant im Raum berüchtigt ist. Die Stille herrscht zunächst von 13 bis 19 Uhr in der Ausstellung „Magie der Form“ von Ines Doleschal & Elgin Willigerodt. Um 20 Uhr beginnt dann die Klang-Performance des Medienkünstlers Jens Brandt in der Galerie Weißer Elefant. Eintritt frei. [galerieweisserelfant.de](http://galerieweisserelfant.de)

**Sonntagmorgen:** Welche Elefanten wer in welchen Räumen so wahrnimmt, ist übrigens stark perspektivabhängig. Der Dostojewski zugeschriebene Ursprungselefant, der die historische Vorlage des Spruchs bilden soll, wird im Roman „Die Dämonen“ erwähnt und vom Protagonisten gar nicht wahrgenommen. Aber zurück zur Gegenwart: In einer Zeit voller Technikeuphorie, in der ein iPhone-Hype direkt den nächsten abgelöst, sieht Regisseur Jens Maurer den Elefanten im Verlust des „Echten und Greifbaren“. Dass er damit längst nicht allein steht, beweist auch sein Dokumentarfilm „An Impossible Project“, der von einer kleinen Idealist:innengruppe um den exzentrischen Helden Florian „Doc“ Kaps handelt, der im Jahr 2008 sein gesamtes Vermögen riskierte, um die letzte Polaroid-Fabrik der Welt vor dem Aus zu retten. Um 11 Uhr läuft der Film im Kino Delphi Lux (Yva-Bogen, Kantstraße 10) in Anwesenheit des Regisseurs, der bei der Gelegenheit sicher auch das ein oder andere Wort dazu sagen wird. [york.de](http://york.de)

**Sonntagmittag:** Eine Spur dieses Trends lässt sich auch im Modular Organ System von Phillip Sollmann & Konrad Sprenger ausmachen. Ihre Klanginstallation im Silent Green Kulturquartier (Gerichtstraße 35) tönt, statt mithilfe der neuesten Lautsprechertechnologie, wie es die Künstler aus dem Berghain gewohnt sind, über verschiedenartige Orgelpfeifen, die allesamt traditionell von Gebläsemotoren angetrieben werden. In wechselnden Besetzungen, mit einer Reihe von Gastmusiker:innen, bespielen sie bis 30. Januar die Betonhalle des ehemaligen Wedding-Krematoriums. [singuhr.de](http://singuhr.de)

**Sonntagabend:** Fragt man übrigens Jugendliche, wer tendenziell gar kein Gespür für Elefanten im Raum hat, dürfte die Antwort vieler lauten: Peinliche Eltern. Dass auch Eltern dasselbe über ihre Kinder sagen könnten, es aber aus Rücksicht auf die fragilen jugendlichen Egos nicht tun, versteht sich von selbst. Außerdem: Wer will sich schon zu peinlichen Kindern bekennen? Die bleiben folglich als tabuisierter Elefant bestehen, während peinliche Eltern etwa bei der Regisseurin Maren Ade zu brauchbaren Protagonisten werden. So auch „Toni Erdmann“. Der nach einem besonders peinlichen Vater benannte Film läuft zum Wochenende von 19 Uhr im Thf Cinema im Flughafen Tempelhof. [thf-cinema.de](http://thf-cinema.de)

— Thomas Wochniks Tipps gibt es auch unter [checkpoint.tagesspiegel.de](http://checkpoint.tagesspiegel.de)



Gibt es neben der Klimakrise auch noch eine Krise der Imagination? Die vielen Klimakrisen-Werke, die es inzwischen gibt, beweisen das Gegenteil.

Foto: Getty Images

Mit Sprache die Welt retten

Von T. C. Boyle über Sarah Hall bis Jenny Offill: Die Klimakrise schlägt sich seit über zwei Jahrzehnten zunehmend in der Literatur nieder. Climate Fiction funktioniert dabei in den verschiedensten Genres

VON ANNE-SOPHIE BALZER

Vor drei Jahren sagte die irische Schriftstellerin Sally Rooney in einem Interview mit der „London Book Review“, sie könne sich nicht mehr vorstellen, einen Roman zu schreiben, der sich explizit nicht mit dem Thema Klimakollaps und seinen soziokulturellen, ökologischen und ökonomischen Auswirkungen befasst. Aber das würde nicht heißen, dass sie nicht weiter an Beziehungen zwischen Menschen interessiert sei.

Gerade Rooney scheint mit ihren bisher drei sehr erfolgreichen Romanen über das Miteinander vor allem junger Menschen repräsentativ für eine Debatte zu sein, die in den letzten Wochen geführt worden ist. Sie drehte sich darum, ob die Gegenwartsliteratur den Klimawandel ignoriere, sie diesen Stoff nicht viel zu wenig bearbeite. Wo bleibt der große Klimakrisenroman? Dabei gab und gibt es den

Das Medium ist eher zweitrangig, ob Film, Roman oder Gedicht

längst, einen stetig wachsenden Korpus an Klimaliteratur, auch „Cli-Fi“ genannt, kurz für Climate-Fiction. Der Journalist Danny Bloom prägte 2007 diesen Begriff. Im selben Jahr erschien in England Sarah Halls feministisch-apokalyptischer Bestseller „The Carhullan Army“, der allerdings erst 2021 unter dem Titel „Die Töchter des Nordens“ in einer deutschen Übersetzung veröffentlicht wurde. Da war das Buch schon lange von der „Times“ zu einem der 100 wichtigsten Bücher des Jahrzehnts gekürt worden. Aber bereits in den 90er Jahren gab es einige Bücher und Filme aus dieser Themenrubrik, und spätestens seit 2010 lässt sich von einem andauernden Trend sprechen. Mehr und mehr Autor\*innen aus Asien, Afrika und Lateinamerika machen mit Werken auf sich und auf die in ihren Ländern bereits Realität gewordene Krise aufmerksam.

Der dänische Kulturwissenschaftler Gregers Andersen beschäftigt sich seit zehn Jahren mit Cli-Fi. In seiner 2020 veröffentlichten Monografie „Climate Fiction and Cultural Analysis“ hat er mehr als 70 Romane, Filme und Kurzgeschichten der letzten Jahrzehnte auf wiederkehrende Themen untersucht. Zum Beispiel die durch ökologische Krisen verursachte Auflösung des Sozialvertrags von Gesellschaften. Oder das christlich geprägte, apokalyptische Szenario einer sich rächenden Natur.

„Cli-Fi funktioniert in jedem Genre“, sagt Andersen im Zoomgespräch, „egal ob

Liebesroman, Öko-Thriller, Science-Fiction-Krimi oder Sozialdrama.“ Bezeichnend für Climate-Fiction sei, dass die Geschichten in Welten spielten, in denen es einen menschengemachten Klimawandel gibt. Und dass diese Lebenswelten mit Prognosen und Szenarien zeitgenössischer Klimaforschung übereinstimmen. Das Medium wiederum sei zweitrangig, ob Film oder Roman, Kurzgeschichte oder Gedicht.

Andersen, der als Juniorprofessor an der Universität Aalborg lehrt, ordnet die von ihm untersuchten Werke in zwei Lager: in Utopien und Dystopien. Eine Krise der Imagination, wie sie der indische Schriftsteller Amitav Ghosh einmal feststellen wollte, sieht er nicht. Vielmehr werde dem Klimawandel mit innovativen Ansätzen und Erzählweisen begegnet. Cli-Fi trage aktivistische, mobilisierende Kraft in sich, glaubt er.

Einige Beispiele: In T. C. Boyles Romanen wimmelt es von ökologischen Themen, vor allem „Ein Freund der Erde“, ein Roman, der 2000 erschien, ist ein Cli-Fi-Paradebeispiel: Die Welt im gar nicht so fernem Jahr 2025 ist aufgrund eines erhitzten Klimas außer Kontrolle. El Niño verursacht heftigste Regenfälle, Stürme und außergewöhnliche Trockenphasen, die staatlichen sozialen Sicherungssysteme sind zusammengebrochen, die Lebensmittelversorgung ebenfalls.

Roland Emmerichs Hollywood-Blockbuster „The Day After Tomorrow“ von 2004 wird in jeder Studie zitiert, weil er basierend auf wissenschaftlichen Möglichkeitsszenarien die katastrophalen Auswirkungen einer neuen Eiszeit erzählt. Mehr noch ist er ein frühes Lehrstück darin, wie hartnäckig wissenschaftliche Prognosen aufgrund politischer und ökonomischer Interessen ignoriert werden. Dieses Szenario ist spätestens seit Trumps US-Präsidentschaft ernüchternde Realität geworden. Die gerade erschienene Netflix-Produktion „Don't Look Up“ ist eine Art hyperbolische Wahlwandte von Emmerichs Film, auch wenn die Klimakrise hier in der Metapher eines gigantischen Kometen daherkommt.

Auch Frank Schätzing's Bestseller „Der Schwarm“ oder der erste Band von Kim Stanley Robinsons Trilogie „Science in the Capital“, beide 2004 erschienen, sind frühe Beispiele für Klimakrisenliteratur. Robinson hat sich seit 20 Jahren ausschließlich der Klimaliteratur verschrieben. Mit „New York 2140“ und „Das Ministerium der Zukunft“ landete er Weltbestseller. Erwähnen muss man auch Ian McEwans eher satirischen Roman „Solar“ aus dem Jahr 2010. Wie an den Titeln deutlich wird, ist einiges an Cli-Fi in der Science-Fiction beheimatet, und utopische und

dystopische Werke sind da Legion, gerade von Autorinnen wie Ursula K. Le Guin, Barbara Kingsolver, Alexis Wright, Margaret Atwood, Olga Tokarczuk, Clara Hume, Maja Lunde, Jenny Offill, Jessie Green-grass oder Nnedi Okorafor.

Allerdings variiert die literarische Qualität von Cli-Fi sehr stark, das muss auch Gregers Andersen zugeben. „Ich habe viele nicht besonders gute Bücher gelesen und Filme gesehen“, erzählt er. Aber wer keine Lust auf einen Apokalypse-Schinken von 1200 Seiten hat, kann sich an Richard Powers Pulitzer-Epos „Die Wurzeln des Lebens“ oder sein neuestes Buch „Erstaunen“ halten.

Powers gelingt, was nur wenige Autor\*innen vermögen: Er verwendet das in der Regel primär anthropozentrische Romanggenre in eine zeit- und weltumspannende Erzählung mit mythischer Dimension. Beide genannten Romane machen die seit der Aufklärung eingeführten, immer fragwürdiger erscheinenden Grenzen zwischen Menschen und anderen Lebewesen als Wurzel gegenwärtiger Probleme aus. Menschen und Bäume teilen ein Viertel ihrer DNA, erinnert Powers in einem Interview mit dem Dichter Forrest Gander. Die Menschheit könne nur überleben, so Powers weiter, wenn sie sich auf diese Verwandtschaftsbeziehung zurückbesinnt, ja wenn sie in ihrem Handeln den Bedürfnissen ihrer 400 Millionen altern Vettern nachkommt.

Die Klimakrise fordert Künstler\*innen einiges ab; jenen, die in den Ländern des globalen Südens bereits inmitten der Krise leben, deren wüchse sich auch aus dem Erbe des Kolonialismus speisen. Und denen, die die Krise antizipieren und sich mit einer immer unsicher werdenden Zukunft auseinandersetzen. Wie die Krise selbst, die Menschen auf der ganzen Welt auf brutale Weise trifft, sind auch Autor\*innen verschieden betroffen und wenden individuelle Bewältigungsstrategien an. Die einen leugnen und verdrängen, andere trauern, wüten oder erstarren vor Angst. Wiederum andere werden noch hedonistischer, schließlich sind wir eh die Letzten unserer Art.

Der nigerianische Autor Ben Okri zum Beispiel schreibt, all sein Schaffen folge einer selbst auferlegten inneren Haltung existenzieller Kreativität, einer Kreativität unter den Prämissen eines nahenden Endes. In einem „Guardian“-Artikel definiert er dies so: „Nichts von dieser Ener-

gie darf verschwendet werden. Was ich schreibe, folgt dem Ziel, auf den katastrophalen Ist-Zustand aufmerksam zu machen, in dem wir uns als Spezies befinden.“ Seine Kurzgeschichte „And Peace Shall Return“ ist ein fulminantes Beispiel dieser Form des auf das Ende und darüber hinaus gerichteten Schreibens.

Auch Sally Rooney's letzter Roman „Schöne Welt, wo bist du?“ kann durchaus unter Cli-Fi-Gesichtspunkten gelesen werden. Denn er benennt den schizophrener Jetzt-Zustand privilegierter Menschen. Sie wissen um die ökologischen Krisen, sie tragen Sorge und sie schämen sich für ihr eigenes Zutun. Und doch binden sie sich morgens die Schuhe zu, schütten sich Hafermilch in den Kaffee und gehen zur Arbeit.

Rooney's Protagonistin Alice, selbst erfolgreiche Autorin, glaubt an einer Stelle des Romans, dass es moralisch verwerflich sei, über fiktive romantische Beziehungen zu schreiben und damit gutes Geld zu verdienen, während Menschen in den reichen Industrieländern die Lebensgrundlagen für alle zerstören. Und trotzdem: Romantische, freundschaftliche Beziehungen faszinierten sie nun einmal, darüber wolle sie halt schreiben.

Eine ähnliche Strategie verfolgt Jenny Offill in ihrem tragikomischen Roman „Wetter“. Dieser ist nur auf den ersten Blick eine fantastisch geschriebene Erzählung über junge Eltern in Brooklyn. Offill's Hauptcharakter Lizzy ist gewissermaßen eine Verkörperung der Absurdität westlicher Lebenswelten am Ende einer Zeit relativer Stabilität. Einerseits Vorräte anlegen und sich um die Zahnversorgung in einer Katastrophenvorsorge, andererseits den gerade clean gewordenen Bruder bei Laune halten und dem Sohn einen Platz in einer guten Grundschule sichern.

In den Werken von Okri ist die Krise schon da, die Menschheit am Ende. Bei Rooney und Offill bräut sie sich mit unvorhersehbaren Auswirkungen zusammen.

Aber wozu brauchen wir eigentlich überhaupt Cli-Fi-Literatur und -Filme? Genügen die Prognosen der Klimawissenschaftler\*innen nicht, um auf die Dringlichkeit der Lage aufmerksam zu machen? Gregers Andersen glaubt, dass Literatur und Filme zur Klimakrise imstande seien, etwas zu vermitteln, was Prognosen und Modellberechnungen nicht können: „Literatur erzählt davon, wie sich die Klimakrise anfühlen kann. Wie sie sich auf unsere Gefühle, auf unsere Lebenswelten und Beziehungen auswirkt. Wie es ist, mittendrin zu sein.“ Unser vor-modernes Erbe ist es, dass wir Geschichten brauchen, um uns Dinge vorzustellen. Das kann keine Keeling-Kurve.

Das Biest aus der Hölle

Der Bombastrock-Sänger Meat Loaf ist gestorben

Motorräder, immer wieder Motorräder. Auf Plattenhüllen, in Videos und Songtexten. Meat Loaf hat das Rock'n'Roll-Klischee der schnellen Maschinen so überstrapaziert wie kaum ein anderer Sänger. Schon „Bat Out Of Hell“, sein erster großer Hit vom gleichnamigen Album aus dem Jahr 1977, beschreibt eine durch die Nacht preschende Maschine, die irgendwann brennend auf dem Asphalt liegt. Der verletzte Fahrer hört schon die Glocken läuten. Doch dann sieht er, dass sein Herz seinen Körper verlässt und davonfliegt. Wie eine Fledermaus aus der Hölle ist es einfach nicht totzukriegen.

Der zehnmünütige Parforce-Ritt von „Bat Out Of Hell“ ist so überkandidelt, dass er fast schon lächerlich wirkt, aber eben nur fast. Denn alle Beteiligten nehmen diese Rock-Oper so ernst, werfen sich mit so viel Leidenschaft in jede Note, dass am Ende ein kleines Camp-Meisterwerk entsteht. Geschrieben hat den Song der Pianist und Musical-Komponist Jim Steinman. Meat Loaf hatte Anfang der Siebziger bei zwei seiner Stücke mitgewirkt. Zusammen mit dem Produzenten Todd Rundgren und zwei Mitgliedern von Bruce Springsteen's E Street Band nahmen sie – mitten in der Disco-Hochphase – das epische Fledermaus-Album auf. Nach einem zögerlichen Verkaufsstart hob es in den USA und Großbritannien schließlich ab, verkaufte weltweit 30 Millionen Exemplare und machte den Mann, der eigentlich Marvin Lee Aday hieß, zu einem Superstar.

Der plötzliche Erfolg überforderte den 1947 in Dallas geborenen Sänger völlig. Er trank zu viel, ging bankrott und verlor fast seine Stimme, die vier Oktaven umfasste. Doch er berappelte sich und brachte 1981 „Dead Ringer“ heraus, wieder mit Songs von Jim Steinman, der allerdings nicht an der Produktion der Platte beteiligt war, genauso wenig wie Todd Rundgren. Meat Loaf versuchte, an den opulenten Rocksound des Vorgängers anzuknüpfen, doch lediglich das Cher-Duet „Dead Ringer For Love“ wurde zu einem kleinen Hit. Das Video zu dem Stück



Mochte es opulent. Marvin Lee Aday alias Meat Loaf (1947–2022).

Foto: Imago

zeigte die beiden – jeweils umringt von einer Frauen- beziehungsweise einer Männergruppe – bei einem Gesangsduell in einer Kneipe. Am Ende gehen sie Arm in Arm an der Bar.

Der dicke Junge – sein Spitzname aus der Schulzeit bedeutet Hackbraten – kriegt die sexy Frau. Mit diesem klassischen „Die Schöne und das Biest“-Motiv hat Meat Loaf auch im Video zum Hit „I Would Do Anything For Love (But I Won't Do That)“ noch einmal gespielt, in dem er eine deformierte Kreatur mit langen Fingernägeln spielte. Den Song hatte Jim Steinman geschrieben, der sich nach persönlichen und juristischen Zerwürfnissen Anfang der neunziger Jahre mit Meat Loaf veröhnt hatte. Auf „Bat Out Of Hell II: Back Into Hell“ (1993) wärmten sie ihre alte Bombastformel noch einmal auf und hatten Erfolg – vor allem Dank der ersten Single „I Would Do Anything For Love“, die ihnen unter anderem einen Grammy einbrachte. Anschließend trennten sich die Wege der beiden wieder. Die dritte „Bat Out Of Hell“-Platte enthielt 2006 zwar einige Songs von Steinman, aber er wirkte nicht mit. Zehn Jahre später bei Meat Loaf's 13. und letzter Platte „Braver Than We Are“ feierten die beiden erneut ihre Wiedervereinigung, überzeugten aber kaum. Auf dem gezeichneten Cover sind sie von hinten dargestellt. Vier Monster auf Motorrädern rasten auf sie zu.

Meat Loaf, der auch in über 60 Filmen mitgewirkt hat, ist übrigens selbst nie Motorrad gefahren. Er besaß allerdings eine Maschine, die er manchmal vor seine Garage schob, um stundenlang darauf zu sitzen. Er fühlte sich dann wie ein Vogel, sagte er. Jetzt ist Meat Loaf mit seinem Feuerstuhl in die Hölle eingefahren. Er starb im Alter von 74 Jahren. NADINE LANGE